Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 30 (1940)

Heft: 45

Artikel: Neue Auferstehung altgriechischen Kunstgutes

Autor: Bloesch, Hans Jörg

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649056

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Neue Auferstehung altgriechischen Kunstgutes

Von Dr. Sans Jörg Bloefch

"Um ihren Mitbürgern eine Freude zu bereiten und um ihr Interesse für Gegenstände höchsten künstlerischen Wertes zu entsachen", — wie es in einem zeitgenössischen Briese beißt — schenkten die Offiziere eines Berner Regiments in Neapolitanischen Diensten ihrer Baterstadt eine Anzahl griechischer Basen, die damals, vor etwa hundert Jahren, in Menge auf dem Gebiete des Königreiches Neapel gefunden und ausgegraben wurden. Die nach Bern gesandten antisen Tongefäße, die erst eine Zierde der Stadtbibliothet, dann des Historischen Museums bilsbeten, blieben nicht lange allein.

Unter den Zuwendungen von privater Seite, welche die kleine "offizielle" Sammlung bald vergrößerten, befindet sich auch ein großer, weitbauchiger Krater, ein Mischgefäß, wie es im fünften Jahrhundert vor Christus allgemein zum Mischen des Weines mit Wasser benützt wurde.

Lange Jahre stand der Krug da, und vorurteilslos freute man sich an Form und Figurenschmuck. Als ich jedoch vor einiger Zeit Gelegenheit hatte, einem besonders interessierten Arschäologen eine Photographie unseres Kraters zu zeigen, mußte ich ihm zugleich warnend mitteilen, daß außer zwei Köpsen der Schmuck der ganzen Base modern überpinselt und deshalb in allen Einzelheiten unzuverlässig sei. Wer nämlich bisher geglaubt hatte, eine antise Base zu bewundern, stand in Tat und Wahrbeit einem Produst gegenüber, das mit Ausnahme der Form und geringer Keste der Bemalung sich in nichts von einer modernen Fälschung unterschied. So ging die Berner Base in die archäologische Literatur ein mit dem Berdachtsvermers: "beträchtliche übermalungen."

Woher kamen diese übermalungen?

Außerordentlich gering ift die Zahl der antiken Tongefäße, die unzerbrochen aus dem Boden ausgegraben werden, in den meisten Fällen sind sie durch die Last der darüber liegenden Erde vollkommen zerdrückt. Chemals lag die Bertichätzung einer zerbrochenen Antike so tief unter derjenigen einer intakten, daß jedes Mittel angewendet wurde, um das Publikum über den wahren Zustand des Kunstwerkes zu täuschen — ohne die bösartige Absicht, die wir heute diesem Unterfangen zuschieben. Denn auch der Sammler felbft, der auf dem Ausgrabungsfeld oder beim Runfthändler eine zerbrochene Bafe faufte, trug fie zuerst zum Restaurator, bevor er sie in seine Sammlung ein= reihte. Beachtenswert ift aber die Art und Beise, wie der Restaurator mit dem ihm anvertrauten Gut umsprang. Erst wurden die Scherben zusammengeleimt, ohne besondere Sorgfalt, hier stand ein Stüd zu weit vor, dort ein anderes zu weit nach hinten, schon bald paßten die Bruchflächen nicht mehr aufeinander, wurden abgefeilt, bis sich die betreffenden Bruchstücke zwischen ihre Nachbarfragmente einzwängen ließen, und zu gu= ter Lett nahm der Restaurator eine grobe Holzraspel zur Hand und feilte fämtliche über die Rundung des Gefäßes hervor= stehenden Kanten rücksichtslos ab, über Firnis und Figuren hin= weg, bis er alle Spuren seiner unsorgfältigen Kleisterei beseitigt hatte. Jest sah die Base weit schlimmer aus als vorher und war reif für die "künstlerische" Arbeit des Restaurators. Er füllte mit Leimgips alle Brüche und Löcher der Oberfläche aus, und so ruchlos er vorher die originale Arbeit behandelt hatte, so sorgfältig ging er nun hinter seine eigene. Die lette Unebenheit wurde verstrichen, unbefümmert darum, wie weit die Gipslagen die ursprüngliche Malerei überdedten. Und schließlich tam bie Hauptarbeit, die übermalung.

Denn mittlerweile waren nur noch wenige Stellen der antiken Oberfläche der Base zu sehen. Als Farbmittel diente ein äußerst widerstandsfähiger Harzlack, welcher der antiken, gebrannten Glasurfarbe ähnlich ist, ohne sie jedoch an Glanz und Schönheit zu erreichen. Damit wurde fröhlich drauslos gepinselt, wobei sich der Restaurator zum Teil an die noch vorhandenen Reste hielt, zum Teil wohl auf eine vorher angesertigte Zeichnung und zum Teil auch auf seine eigene Phantasie stützte. Daß die Fähigseit und fünstlerische Sicherheit des neapolitanischen Kunstgewerblers meilenweit hinter derzenigen des antiken Malers zurücklieb, der in einer Jahrhunderse alten Tradition wurzelte, versteht sich von selbst.

Das Resultat dieser ganzen Brozedur war eine Base, der es kein Mensch ansehen konnte, in wie vielen Bruchstücken sie aus der Erde geborgen wurde, von der aber auch niemand behaupten durste, daß sie noch ein antikes Kunstwerk sei.

In diesem Zustand befand sich auch der Krater des Historischen Museums in Bern. Die mit Zustimmung der Museumsleitung ergriffene Gelegenheit, hier die notwendige Anderung herbeizusühren, bot sich vor wenigen Monaten, in deren Berlauf die Base einem so komplizierten wie erfolgreichen Säuberungs= und Gesundungsprozeß unterworsen wurde.

Der Borgang selbst, die allmähliche Loslösung der modernen Schicht und das Zutagetreten der antisen, originalen, ist mindestens so spannend wie die erste Ausgrabung auf freiem Feld.

Viel reines Wasser ist das wichtigste Heilmittel. Es löst den bindenden Leim und läßt den Gips aufquellen, so daß das Gefäß im Laufe eines Tages im Wasserbad sachte auseinanderbricht und in seine Teile zerlegt wird.

Große Sorgfalt erheischt die Entsernung der im Wasser gequollenen, jedoch nicht aufgelösten Gipspartien. Stellenweise lassen sie sich in zusammenhängenden Brocken mit dem Stichel von den Bruchflächen ablösen. Der Rest wird mit einer alten Zahnbürste unter sließendem Wasser abgerieben.

Bis jest konnte die Reinigungsarbeit nur enttäuschend sein. Eine "ganze" Base zerfiel in Dutende von Scherben, und über= all traten die Stellen hervor, an denen fich ftatt der glänzend schönen Tonoberfläche nur raube Brüche oder gar gabnende Löcher vorfanden. Die nächste und wichtigste Prozedur aber brachte die großen überraschungen. Da verschwanden die ungeschickten Binselstriche des modernen Restaurators und seine weichlichen, charafterlosen Umrifilinien und machten dem zügi= gen Strich, der sichern Sandschrift des antiken Rünftlers Blat. Wie spannend war der Augenblick, als die weibischen Körper= formen des jungen, Abschied nehmenden Rriegers wie Schlacken abfielen und die ursprüngliche, edige, aber männlichere Gestalt zutage trat! Als sich die richtige und wahre Form des Helmes enthüllte, als fich die Schmachtloden auflösten, das zarte Gesicht= chen der fräftigen Stirn- und Mundpartie wich, und fich die Sternchen des Schildes als reines Phantafieprodutt des neapolitanischen Restaurators berausstellten!

Jum Glück ist der antike gebrannte Ton und der zur Hauptsache aus den gleichen Bestandteilen aufgebaute Firnis ein gegen chemische Einwirkungen äußerst widerstandssähiges Material. Die Farbe des Restaurators ist es aber weit weniger. Sie löst sich schon in einen schlammigen Brei auf, wenn der Ton noch lange unverändert und intakt bleibt. Diese Eigenschaft macht sich der heutige "Basendoktor" zunuße, wenn er, die Hände in unförmlichen Gummihandschuhen geschüßt, mit einem Glaspinselchen konzentrierte Natronlauge auf die übermalten Stellen aufträgt, Farbe und Lösung nach kurzer Zeit unter dem Wasser abwäscht und dadurch Scherbe um Scherbe wieder in ihren ursprünglichen Zustand zurückverwandelt.

Ließe man nun nach diesem Säuberungsprozeß, dem spannendsten und zugleich zeitraubendsten Teil der Arbeit, die Scherben ohne weitere Behandlung trocknen, so würde sich überall, wo die Tonoberfläche nicht durch den schwarzen Firnis gedeckt ist, in fürzester Zeit ein weißlicher Salzbelag bilden. Um diesen zu vermeiden, muß jedes Stück, das mit der Natronlauge in Berührung fam, gehörig ausgewaschen und bis in die innersten Boren durchgespült merden. Meiftens geschieht dies in einem großen Steintrog, der während drei Wochen jeden Tag frisch mit Waffer gefüllt wird. Ein erheblich rascheres Arbeiten ift jedoch bei der Verwendung eines Vakuumkessels möglich. Denn die Scherben, die unter niederem Atmosphärendruck im massergefüllten Ressel liegen, saugen sich viel intensiver mit Wasser voll, als unter normalen Bedingungen, und entsprechend steigt der Berdünnungsgrad der Natronrückstände. Sie werden somit leichter an die abwaschbare Oberfläche befördert, und nach vier= bis fünfmaliger Durchspülung und jeweils nachfolgender Trocknung und Waschung ist auch mit den empfindlichsten Reagen= zien keine Spur mehr von Natron festzustellen. Die Scher= ben find fauber und können, wenn möglich an einem sonnigen Fenster, gründlich austrochnen.

Diesen fomplizierten, aber innert wenigen Tagen beendeten Auswässerungsprozeh machte auch unsere Berner Base durch und war endlich bereit, zum zweiten Wase in ihrem Dassein zusammengesetzt zu werden. Aber erheblich sorgfältiger als das erste Was! Wan überlege sich: Bei fünfzig Bruchstücken braucht jedes Fragment nur um 1/10 Willimeter neben der richtigen Stelle zu sitzen, um schließlich einen Gesamtsehler von einem halben Zentimeter zu bewirfen.

Ich will nicht behaupten, daß ich jede Scherbe schon von Ansang an immer in der richtigen Lage besesstigte, vielmehr mußte ich forrigieren, und unter Ausbietung des seinsten Finzgerspigengesühls desto häusiger, je weiter der Ausbau der ganzen Base fortschritt. Höchst aufregend war der Augenblick, wo das letzte, große Kandstück aufgesetzt wurde. Jetzt kam es an den Lag, um wieviel die Kundung der Base zu groß oder zu klein geraten war. Sie war ein wenig zu klein, da ich die Wirtung der Feilz und Schleistätigkeit des ersten Kestaurators, die sozusagen jede Bruchsläche etwas veränderte, zu gering eingeschätzt

hatte. Also nahm ich meinen Bunsenbrenner zur Hand und wärmte den als Klebstoff benützten Schellack wieder bis zur Zähslüfsigkeit auf, wonach sich in wohlüberlegter und rascher Arbeit der kleine Fehler berichtigen ließ, und die Base endlich wieder als ein Ganzes auf dem Laboratoriumstisch stand.

Noch war fie aber nicht fertig, um wieder in den Museumsräumen ausgestellt zu werden. Zu sehr beeinträchtigten die breiten Brüche und tiesen Löcher den Gesamteindruck sowie die Stabilität des zerbrechlichen Kunstgegenstandes.

Meine nächste Arbeit bestand deshalb darin, ähnlich dem erften Restaurator die fehlenden Teile mit Gips auszufüllen, aber diesmal peinlich genau nur innerhalb der Bruchflächen und ohne auch mit dem geringften Spriker etwas von der origi= nalen Zeichnung zu überdecken. In der Regel werden heutzu= tage solche mit Gips ausgefüllte Stellen an antiken Basen in der Farbe des Grundes getont, um nicht zu auffallend grellweiß hervorzustechen. Als Grundfarbe gilt bei Bafen mit schwarzen Figuren der hellrote Tongrund, bei Basen mit roten Figuren wie bei unserm Krater, die schwarze Hintergrundsfarbe des Angesichts der häufigen Brüche der Berner Base konnte ich mich nicht engherzig genau an diese Regel halten, die Figuren und Ornamente wären sonst wie mit einem schwarzen Spinngewebe bededt gewesen. Breite, den Umrig der Figuren schneidende Bruchstellen war ich allerdings gezwungen, mit matter schwarzer Farbe auszumalen, wenn ich ehrlich bleiben und feine Fälschung begehen wollte. Bei den schmalen jedoch wechselte ich in den meisten Fällen die Farbe und bemalte den Gips außerhalb der Figuren schwarz, innerhalb ähnlich der Tonoberfläche rot. Auf diese Weise bot die Base schließlich ein dem Auge erfreuliches Gesamtbild, das aber auch der strengften wiffenschaftlichen Beurteilung standhält und mit aller Deutlich= feit Altes vom nodwendigen Neuen unterscheiden läßt.

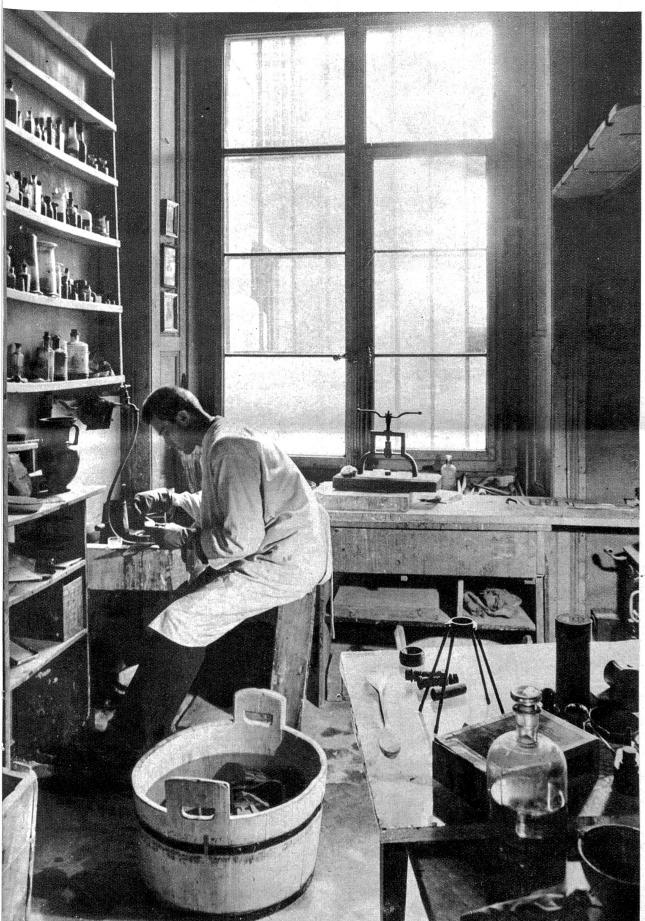
So entstand mit viel Arbeit, Sorgfalt und Geduld uraltes Kunstgut zu neuem Leben, konnte befreit von schädlicher, frember Tünche vom Handeln und Wirfen der Alten erzählen, als ein Ansporn zu Fleiß und Tüchtigkeit der Heutigen, und war bereit, wieder an ihren Ehrenplat im Ausstellungssaal zu gelangen. In eine Vitrine des Ausstellungssaales? — Nein, wohleverpackt in eine Kiste des Luftschutzraumes!

Träumender Hochwald

Jest in den verglühenden Herbsttagen beginnt in der Tannen-Wildnis des Hochlandes ein geheimnisvoll-raunendes Leben und Sterben. Im fühlen Herbstwind lösen sich die ersten
welfen Radeln der Arven, die ersten Blätter der Eschen und
Birken von ihrem Geäft, flattern und schwanken, von der Bise
getragen, noch einige Augenblicke durch die Lust, und bleiben
dann über aufgebrochenen Erdschollen liegen. Goldrot, lichtbraun und hellgelb schimmert sterbendes Blattwerk noch einmal
auf im Strahl einer weißen Herbstschafte der uralten
Bettertannen verwandeln sich in ihrem verklärenden Schein zu
einem lebendigen Märchenbild. — Bon irgendwelchen Fernen
her läßt ein Eichelhäher seinen frächzenden Kuf ertönen. —
Ein Jungreh tritt in eine funkelnde Waldlichtung. Zierliche
Huse schles die Eichen brechendes, dürres Geäst. Einen Augenblick

verhofft es witternd, den schmalen Kopf mit den scheuen, duntlen Lichtern reglos ins Licht erhoben. Dann verschwindet die
belle Silhouette zwischen dem verschattenden Dunkel der Tannen. Da hockt ein rotes Sichhörnchen auf einem Baumstumps,
der buschige Schweiswedel wöldt sich wie eine dunkle Sichel
über die ganze seidenhaarige Anmut, und die Schalen der
Erdnuß, die es zwischen den Borderpsötchen hält, stieben unter
seinen raspelnden Zähnchen davon wie die Späne von der
Hobelbank. — Zwischen den hellen Zweigen tummelt sich Meisenvolk aller Gattungen. Ihre vielsarbigen bunten Federkleidchen vereinen sich zu einer prachtvollen Symphonie der Farben,
wie sie aufflattern um, eines nach dem andern, den Nußtern als
willkommenen Leckerbissen von der ausgestreckten Menschenhand zu holen.

Restauration griechischer Vasen im Historischen Museum Bern



Die Werkstatt des Vasendoktors. Das heimelige Durcheinander, das nur dem Kenner geordnet erscheint, verleiht ihr die Märchenstimmung der Alchimi-

mung der Alchimistenbude. Hier wurde in langer Arbeit eine der griechischen Vasen des Historischen Museums von allen modernen Uebermalungen gereinigt

Photo Hesse



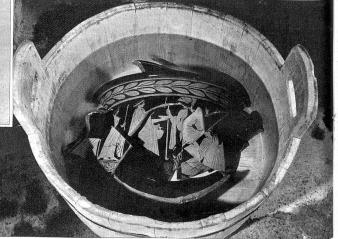
Die erste Phase der Reinigungsarbeiten ist schon beendet. Leim und Gips haben sich im Wasser gelöst, und der Misch-

krug ist in ebensoviele Teile zerfallen,

wie er vor hundert Jahren aus einem Grabe Unteritaliens geborgen wurde.

Der griechische Krater (Mischkrug) vor der Reinigung. Wohl hundert Jahre lang freute man sich vorureilslos an der Malerei der Vase und ahnte nicht, dass sie sich gerade in den Feinheiten der Details von einer modernen Fälschung kaum unterschied. Die Vasenbilder stellen den Auszug eines Kriegers dar, der von den Seinen Abschied nimmt. Es sind nicht Figuren, die man nur flüchtig betrachten darf. Erst bei längerem Verweilen erschliessen sie dem Beschauer ihre ganze Schönheit in Linie und Ausdruck, Es ist daher verständlich, dass man ihre wahre ursprüngliche Form und Gestalt erkennen will, um die hohe Kunst des griechischen Malers voll würdigen zu können. Der Künstler der sie malte, lebte im 5. vorchristlichen Jahrhundert. Ihre Bruchstücke aber Numsten der sie mante, seine mit 3. volumsnungen jammungert. Ane Ditumstucke aber wurden vor etwa 100 Jahren wieder züsammengesetzt und übermalt, wobei die alte ursprüngliche Schönheit dem Geschmack des Restaurators weichen musste. Photo

Photo Bloesch





Der König, dessen Sohn in den Schwarz ausfüllte.

Krieg zieht. Detail aus dem Figure schwarz ausfüllte.

fries der Berner Vase vor der Reinigung. Die unsicher gezeichneten, missverstandenen Faltenzüge des Gewandes verraten den neapolitanischen Restaurator. Den Kopf liess er relativ unberührt, mit Ausnahme der un-nötigerweise "verbesserten" Nasen-linie und des Vollbartes, den er um die Hälfte stutzte.



ehen des griechischen Vasenmalers zum den Verlust der jetzt in matt schwarz und vorschein: Er hatte dem würdigen Va- rot geföntem Gips ausgefüllten Stellen beter des jungen Kriegers zuerst die Prosonders fühlbar erscheinen. Doch ist es fillinie eines bartlosen Jünglings gege besser, nur ein stückweise erhaltenes Oriben und korrigierte sich nachher, indem ginal als eine vollkommene Fälschung zu er die Haare mit verdünntem Firnis auf- bewundern.



Der Kopf des Königs. Erst nach der Der Kopf des Kriegers, wie er heute aus-Reinigung kam ein interessantes Ver- sieht. Die Schönheit des Erhaltenen lässt



Der Krieger aus derselben Darstellung, aber in der Fassung des neapolitanischen Restaurators, bevor dessen Uebermalungen entfernt wurden. Aus der fest am Boden auftretenden, kräftigen Kriegerfigur hatte er einen weichlichen Jüngling mit weibischen Körperformen, einem zarten Gesichtchen und fanatischen Schmachtlocken gemacht, dessen Haltung einer schlechten Theaterpose gleichkommt.



Die aufgeweichten Gipspartien werden mitsamt der ihnen anhaftenden Uebermalungsschicht vom originalen, gebrannten Ton abgelöst. Jegliche Arbeit an antiken Kunstgegen-ständen benötigt ruhige, mit feinem Tastsinn ausgestattete Hände.



Nach gründlichem Wässern und Trocknen werden die gereinigten Scherben wieder zusammengesetzt. Eine Unsumme von Geduld steckt in dieser Tätigkeit, denn die kleinste übersehene Unregelmässigkeit kann sich bis zuletzt zum katastrophalen Fehlergebnis auswachs^{en.} Da der als Klebstoff verwendete Schellack in der Hitze wieder zähftüssig wird, lassen sich die in ihrer Wirkuß so verhängnisvollen und doch oft nur mit dem Tastsinn feststellbaren Fehlgriffe unter vorsichtiger Verwendung des Bunsenbrenners korrigieren. Sitzt endlich jede Scherbe an ihrem richtigen Ort, dann muss auch das letzte Rändstick passen und den Mündungsring schliessen, und die griechische Vase steht wieder in ihrer ursprünglichen bewunderungswürdigen Form vor uns.

Die Berner Vase nach der Reinigung. Die Risse und Sprünge der Ge-fässwand sind deutlich zu sehen und nicht mehr unter der modernen Uebermalungsschicht verborgen. Dafür ist aber alles Erhaltene auch original und echt und vertrauenswürdig. Der Bildausschnitt zeigt die Ueberreichung des Abschiedstrunkes an den ausziehenden Krieger. Trotz der traurigen Zerstörung des Bildes wirkt der Ernst der rituellen Handlung ergreifend und überzeugend. Der innere Gehalt der Darstellung kam erst nach Reinigung der Vase voll zur Geltung.

Ein wichtiger und spannen-der Vorgang! Scherbe um Scherbe wird vermittelst eines Glaspinselchens mit konzentrierter Natronlauge bestrichen, die unmittelbar danach eine leichte Veränderung der modernon Farb-schicht hervorruft. Nach kurzer Zeit löst sie sich in einen schlammigen und leicht abwaschbaren Brei auf, und die solange darunter verborgene originale Oberfläche komme wieder zum Vorschein.

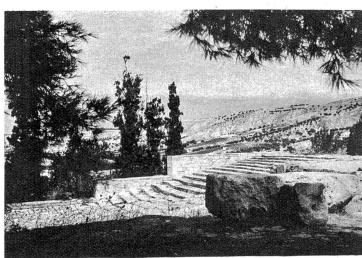




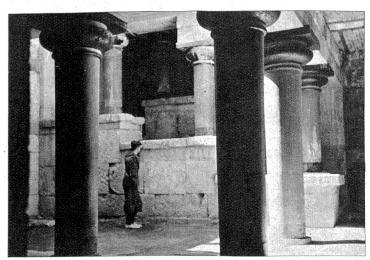
Kretische Landschaft: Olivenbäume, Rebberge und Tomatenpflanzungen.

KRETA

war vor 4000 Jahren Sit einer hochentwickelten Rultur. - Im Palaft von Rnossos residierte mythische König Minos. (Daher der Name "minoische Rultur".) Der Engländer Arthur Evans hat die verschütteten Paläste ausgegraben, glaubwürdig refonstruiert und einzigartige Funde zu Tage gefördert (3. B. sogar Fresten-reste). Diese geben uns Einblice in das heitere und üppige Leben ber minoifchen Beit, über ihre hohe Kultur und raffinierte Lebensweise. Heute ist Rreta von englischen Landungstruppen besett.



Treppenartige Stufensitze einer Art Theater, in dem die Stierspiele vorgeführt wurden. (Jünglinge und sogar Frauen packten daherrasende Stiere an den Hörnern und sprangen im Salto über die Tiere hinweg!)



Treppenhaus im Palast zu Knossos, das durch drei Stockwerke hinaufführte.



Eine der heftigen, bemalten Aussichtsgalerien, von der aus man weite Sicht über das Land geniesst. Im Vorgergrund ein aus ausgegrabenen Scherben wieder zusammengesetzter Tonkrug. In diesen mannshohen Tonkrügen wurde Oel, Wein, Getreide und anderes aufbewahrt.

Erlebtes Kreta

Biräus — heraflion.

Ein gessender Laut durchschneidet die Luft. Es ist die Schiffsirene. Das Händlervolf, das Zigaretten und Trauben verkaufte, steigt die Landungsbrücke hinunter und ist bald im schreienden Menschengewimmel des Hasens verschwunden. — Borsichtig an verankerten Schiffen vorbeizirkelnd, sahren wir dem offenen Meer zu. Langsam verebbt der Lärm der Hafenstadt Piräus.

Es wird Abend. Aus dem Häusermeer von Athen, das schon in Dunkel gehüllt ist, schimmert noch der Marmor der Akropolis. Die Abendsonne beseuchtet die ewigen Tempel. In Biräus blitzen erste Lichter auf. Sie kriechen immer näher zueinsander. — Der rote Himmel ist verblaßt. Lange, dünne Lichtstrahlen huschen geheimnisvoll über das Wasser: Scheinwerser der Marine suchen die Bucht nach Schiffen ab.

Unser "Andros", ein kleiner, alter Griechendampser, fährt geradeaus in die Nacht hinein. — Ich lausche jetzt auf den Lärm der Schiffsmaschinen und das Rauschen des Wassers. Es ist etwas bewegte See. Die Wogen klatschen dem Dampser an die Seite. Wenn eine an der Schiffsslanke zerschellt ist, errechne ich zählend die Ankunft der nächsten.

Ein blinkendes Licht erscheint: Es ist ein Leuchtturm. Bald tanzt der Schein knapp über dem Fußbodenrand oder verschwindet sogar darunter. Dann taucht er wieder auf, um sich langsam bis weit über die Reling in die Höhe zu schwingen. — Der Leuchtturm ist verschwunden. Nur immersort dröhnen die Maschinen in unermüdlichem Gleichtaft.

über mir blinken sübliche Sterne. Unten kocht das tintige Meer. Lange Zeit starre ich hinauf in den Nachthimmel. Ein Sehnen, ich weiß nicht wonach, ein unbekanntes Gefühl durchschauert meinen Leib. Ich habe die Empfindung, als ob der Himmel und wir untrennbar an der gleichen Stelle verankert wären und nur die brausende, dischende Flut unter uns wegeise, immer weiter weg ...

Morgenfühle wedt mich. Der Tag ist da. Im Osten sind über dem Horizont drei Streisenwolsen, von einem Goldrand eingesatt. Eine riesige Sonne ist eben aus dem Meer aufgetaucht. Ein gligerndes Band gleitet über das Wasser, gerade auf unser Schiff zu. Es ist hingelegt über das jeht ruhige Meer wie eine Brücke. Da entdecke ich in der Ferne einen violetten Streisen. Es ist Kreta! Und durch die helse, dunstfreie Atmosphäre erkenne ich bald weiße Häusereihen.

Die letzte Müdigkeit ist weggewischt. Ein Gefühl der Erregung und Spannung überfällt mich. Die Erwartung ist riesengroß. Da rasselt der Anter nieder. Das Schiff zittert. Wir sind vor Heraklion, der Hauptstadt Kretas.

Das minoische Erlebnis.

In der Nähe der Palastruinen von Anossos streisen wir berum und suchen einen Zeltlager-Plat. Nach überquerung eines mit sußhohem Staub bedeckten Sträßchens befinden wir uns in einem Tomatenacker. Die Stauden sind niedrig und kriechen dem Boden entlang. — Leicht steigt das Land jeht an zu der linken Tasseite eines Baches. Nur das ausgetrocknete Bett ist von ihm zu sehen, halbversteckt zwischen dem Gezweige von Granatäpselbüschen, öls und Feigenbäumen.

Ein gelbrötlicher, abgeernteter Acker ist übersät mit Tonscherben aller Art. Alte Ornamente sind auf ihnen sichtbar. Etwas weiter oben gewahren wir römische Mauerreste: Land einer großen Bergangenheit! Da unten habe ich mich heute in die Reste der vor 4000 Jahren blühenden kretischen Kustur versenkt. Hier standen vor 2000 Jahren die Häuser der Römer. Und jetzt pslanzt ein Kreterbauer auf dem gleichen Boden sein Korn. Welchen Gedanken sinnt er wohl nach, wenn er um die Regenzeit mit seinem einsachen Pflug diese Erde aufritz? — Ich muß an die Augen der Kreter denken, an diese dunklen Augen, in denen sich etwas Geheimnisvolles und Kätselhaftes spiegelt, und an ihre Lieder in den klagenden Wolltonarten.

Freilich, die fretischen Ureinwohner aus der Minoszeit find

von den Griechenstämmen eines Tages vertrieben worden. Auch die Römerherrschaft ging zu Ende. — Dennoch formt der fretische Töpfer von heute — nach 4000 Jahren — gleichartige Krüge wie der Töpfer von damals. Die Bauern bewahren darin noch heute ihren Reichtum an Wein, Korn, Wolle und getrockneten Früchten auf, wie im damaligen Knosspalast. Und wer die Natürlichkeit und den lässigen Anstand des Kreters kennen gelernt hat, ist überzeugt, daß die Kultur des alten Kreta noch heute im einsachen Bolk lebendig ist.

Ich setze mich auf die sonnendurchglühte Erde. — Auf der anderen Talseite klettern üppige Weinberge über die sankten Höhen. Dunkle Olivenhaine oder hellgelbe, seuchtende Ackerstücke unterbrechen die Reben. Die Farben da drüben sind soklar wie die um mich herum. Die große Trockenheit läßt keine Luftperspektive entstehen.

Unten auf dem Sträßchen wandert ein geduldiger Esel, beidseitig mit Körben hochbepackt. Ein halbnackter Junge bummelt hinterher. Er singt.

Jest hat der himmel etwas von seinem strahlenden Blau verloren. Die Sonne in meinem Rücken wird bald hinter den Hügeln verschwinden. Still ift es wieder um mich herum. Ich wende meinen Blick hinunter zu den Resten des Knossospala= ftes. Er liegt auf einem Sügel in einem flachen, weiten Talkeffel, ohne jede Befestigung. Einige dunkle Pinien streben bei den Mauerresten gen himmel. Eine luftige Aussichtsgalerie grüßt berauf. Ich erkenne die rot-blauen fretischen Säulen, die das Dach stüten. — Budt jest dort nicht eine zierliche fretische Prinzessin zu mir herauf und beschattet mit der hand ihre Augen? Sie trägt ein kostbares Rleid, das kokett ihren vollen Bufen freiläßt. Schmal find ihre Hüften, zierlich gefältelt der lange Rod. Es dünkt mich, ich follte ihren roten, üppigen Mund seben, wie er fich beim Erfennen unseres luftigen Beltes spöttisch verzieht. Sie kann schon lächeln, fie, die im weitverzweigten, laby= rinthischen Balast unzählige fleine, wunderschön bemalte Gemächer ihr eigen nennt. Durch fäulengetragene Treppenhäuser steigt sie morgens in die Badezimmer, wo kostbar verzierte Ton= badmannen, gefüllt mit wohlriechendem warmem Baffer, fie aufnehmen. In einem Zimmer, deffen Bande durchbrochen und mit golddurchwirften Teppichen behängt find, fitt fie zu Tafel. Rühle Winde laffen die Teppiche leise hin und her schwingen. Musiker spielen seltsam schwebende Melodien. Und jest? Winkt sie mir nicht, ich solle heruntersteigen ins Schloß, zu ihr? Doch der Glanz über den Mauern ift plötlich verschwunden und mit ihm die Brinzessin. Die Sonne ist hinter die Berge gefunken. Borüber ift der kleine Sput. — Nur die erhaltenen spätminoischen Fresken aus dem Museum zu Heraklion ziehen noch einmal an meinen Augen vorüber. Mit Sehnsucht finne ich diesen längst vergangenen Zeiten nach.

Der sanftgeschwungene, rundliche Jukdasberg — man sieht von einem gewissen Bunkt aus das Gesicht des Jukdas oder Jupiter — sonnt sich in den letzten Strahlen. Bald wirken überall nur noch die gewellten Umrisse der Hügelzüge. Der ganze Farbenreichtum ist zusammengeschmolzen auf die Empfindung hell—dunkel. Der Himmel hat seine Farbe ebenfalls verloren. — Ein Hirtenbub treibt seine Ziegen auf dem Weg unten heimzu.

Die eintretende Kühle treibt mich ins Zelt. Ich liege jett da, auf fretischem Boden. Leise bewegt der Wind die Zeltwand. Grillen zirpen start und aufdringlich. Ein Geräusch ertönt, als ob dürre Halme abgeraust würden. Dazwischen furzes, heftiges Schnausen. Es sind Ochsen, die in der Näpe knisterndes Gestrüpp abfressen. Heilige minoische Stiere! Ich denke an die heiligen Stierhörner drunten im Palast.

Da beginnt eine Areterin mit voller, fraulicher Stimme eine seltsam schwebende Melodie in Moll zu singen. Das Lied scheint vom Palast herauszutönen. Sachte schlummere ich ein.

Robert Hänni.